

MUFFY MEAD-FERRO
Aus dem Bauch raus

Buch

Schon während der Schwangerschaft soll der wachsende Bauch mit Mozart-Sonaten beschallt werden, um sicherzustellen, dass aus dem neuen Erdenbürger mindestens ein zweiter Albert Einstein wird. Und ist der Nachwuchs endlich auf der Welt, geht der Stress erst richtig los: Dutzende Erziehungsratgeber weisen Schritt für Schritt den Weg zur Super-Mutti. Wenn man für seinen kleinen Liebling

»nur das Beste« will, bleibt für Entspannung keine Zeit.

Moment mal. Ging das früher nicht auch anders? Die Autorin schildert mit viel Humor und einer Prise Selbstironie, wie sie das »Abenteuer Mutter« meistern lernte. Ihr Rat: Liebe Mütter, einfach locker bleiben! Im Umgang mit der eigenen Brut tut eine Mutter instinktiv das Richtige. Ein wunderbarer Lichtblick für alle, die die »In's« und »Out's« moderner Erziehung zu erschöpfen drohen.

Autorin

Muffy Mead-Ferro ist in Wyoming aufgewachsen, wo ihre Familie seit Generationen Rinder züchtet. Sie tauschte das Lasso bald gegen die Schreibmaschine und verdient seither ihr Geld als Anzeigentexterin und Creative Director. Vorbildlich entspannt und gelassen lebt sie zusammen mit ihrem Mann und drei Kindern in Salt Lake City.

Muffy Mead-Ferro

Aus dem
Bauch raus

Bekenntnisse einer
gelassenen Mutter

Aus dem amerikanischen Englisch
von Maren Klostermann

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Confessions of a Slacker Mom« bei Da Capo Press,
a member of the Perseus Books Group, Cambridge, MA.



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Februar 2006

Copyright © der Originalausgabe 2004 by Muffy Mead-Ferro

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Zefa/Schaefer (13440000717)

Redaktion: Diane von Weltzien

KF · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 10: 3-442-15377-8

ISBN 13: 978-3-442-15377-0

www.goldmann-verlag.de

Für meine Mutter



Inhalt



1	Tschüss, Herde	9
2	Von wegen Toys 're us	29
3	Tauch das Ganze in Goldlack	51
4	Die Welt ist nicht kindersicher	71
5	Das war's dann wohl mit Harvard	93
6	Ein Badezimmer für sich allein	111
7	Mach mich nicht wütend	129
8	Jetzt brauchen wir nur noch ein Dorf	147
9	Hat jemand meine Instinkte gesehen?	165

1



Tschüss, Herde



Als Mutter oder werdende Mutter fühlt man sich in diesen Zeiten der Informationsüberflutung und Leistungsorientiertheit, als sei man Allgemeinbesitz. Entmündigt. Mittelgradig schwachsinnig.

Wir Mütter können morgens kaum einen Zeh aus dem Bett strecken, ohne dass wir genötigt werden, einen Haufen teurer Ausstattungsgegenstände zu kaufen oder jede Menge blödsinniger und – ehrlich gesagt – lästiger Aktivitäten zu starten, um dem Bild der perfekten Mutter zu entsprechen und das perfekte Kind zu produzieren. Wir werden mit Instruktionen überschwemmt, wie wir diese Ziele am besten erreichen können. Und wir sollen beides tunlichst nicht in Frage stellen – weder die Instruktionen noch die Ziele.

Es weckt den dringenden Wunsch in mir, den Zeh unverzüglich wieder unter die Decke zu packen und dort zu belassen.

Als ich etwa die Hälfte der Schwangerschaft mit meiner Tochter Belle hinter mir hatte, fing ich an zu bocken. Zu diesem Zeitpunkt war ich schon bestens vertraut mit den plastischen Erfahrungsberichten und detaillierten

Ratschlägen, die mein Zustand unweigerlich bei allen möglichen Leuten auslöste. Ich reagierte allmählich entnervt auf die ganzen Tipps, mit denen ich überhäuft wurde.

Die Möglichkeit, dass ich als unperfekte Mutter enden könnte, deutete sich früh in einer Neigung zum Sarkasmus an. »Als ob ich ein intelligentes Kind bräuchte«, brummelte ich vor mich hin, wenn ich mal wieder von der neuesten Methode der Invitro-Intelligenzförderung hörte.

Diese negative Haltung wurde von wiederkehrenden Faulheitsattacken begleitet. »Wenn Schweine fliegen...«, lautete meine übliche Schlussfolgerung, wenn ich erwog, ob ich möglicherweise etwas Zeit erübrigen könnte, um mich so fesselnden Beschäftigungen wie der tabellari-schen Auflistung von Stuhlgang und Flüssigkeitsaufnahme zu widmen.

Diese beunruhigenden und politisch unkorrekten Gefühle nahmen im Laufe der Schwangerschaft an Häufigkeit und Intensität zu. Ein bisschen wie Wehen. Ich tat jedoch mein Bestes, um sie zu ignorieren. Ich hatte noch nicht wirklich angefangen, mich als gelassene Mutter zu sehen, geschweige denn der Vorstellung etwas Positives abzugewinnen.

Ganz im Gegenteil, um genau zu sein. Obwohl ich 60 Stunden die Woche mit einer Art Hassliebe für den größten Kunden unserer Werbeagentur beschäftigt war,

schluckte ich pflichtschuldigst alle meine pränatalen Vitamine. Mit dem Rauchen und dem Crack hörte ich ganz auf. Genau genommen habe ich nie Crack geraucht, aber da mir von allen Seiten suggeriert wurde, dass trockene Martinis und doppelte Milchkaffees auf dasselbe hinausliefen, verzichtete ich auf beides.

Außerdem las ich alle meine fünf Schwangerschaftsratgeber gleichzeitig. Und ich versuchte, mit all den Expertenratschlägen Schritt zu halten, die ich von Zeitschriften, Fernsehsendungen, Websites und wildfremden Menschen im Gang des Supermarkts bekam. Ich war schwanger – es ging um die Wurst.

Ich wusste eigentlich nicht genau, was ich damit meinte, aber irgendwie vermittelte der Ausdruck die Paranoia, die ich empfand.

»Jetzt geht's um die Wurst«, predigte ich mir selbst immer wieder.

Mit anderen Worten, bau keinen Mist, denn es gibt kein Zurück.

Aber ich fühlte mich bereits hochgradig unzulänglich. Zum Beispiel schaffte ich es einfach nicht, mir Kopfhörer auf den Bauch zu stülpen, um meinem Fötus Mozart vorzuspielen und seine Multiplikationsfähigkeiten zu fördern. Ich hatte die Bauch-Kopfhörer im Katalog entdeckt, mitsamt den Nachweisen für ihre Wirksamkeit. Na ja, keine echten Nachweise, aber haufenweise Belobigungsschreiben von perfektionswilligen Müttern, deren

Objektivität irgendwie nicht in Zweifel stand. Ich habe sie (die Kopfhörer) trotzdem nicht gekauft, und meine aufgabenorientierte Persönlichkeit machte mir Schuldgefühle.

Nach dem, was die Produktbeschreibung versprach, bestand zumindest eine gewisse Chance, dass diese technische Errungenschaft mein Kind in einen zweiten Einstein verwandeln würde. Wie konnte ich also vor mir selbst rechtfertigen, sie nicht zu kaufen? Wie konnte ich einen unersetzbaren Schwangerschaftstag nach dem anderen verstreichen lassen und dulden, dass mein Fötus, dieser kleine Faulpelz, in meinem langweiligen, unstimulierenden Schoß herumlag und seine Zeit vertrödelte?

Sie sind teuer? Ich bin zu beschäftigt? Schwache Ausreden, wenn man bedachte, was offenbar auf dem Spiel stand.

Aber mehr war einfach nicht drin, wenn ich meinen Job erledigen, meine Friseurtermine einhalten und das Kinderzimmer einrichten wollte. Letzteres erwies sich ebenfalls als ungeahntes Problem. Zu meinen beruflichen Verpflichtungen gehörten wöchentliche Geschäftsreisen. Mir fehlte einfach die Zeit, um zu Hause herumzuwerkeln, von Ausflügen zum Babyausstatter ganz zu schweigen.

Schließlich gelang es mir doch noch, einen Samstag freizuschaukeln, um mit Hilfe einer superorganisierten Freundin einen Einkaufsmarathon in Sachen Babyzube-

hör zu starten. Sie hatte ihr erstes Kind vor acht Monaten bekommen und verfügte daher aus meiner Sicht über jede Menge Erfahrungen in dieser Hinsicht. Rückblickend ist mir klar (wie ihr wahrscheinlich auch), dass sie genauso durch den Wind war wie ich. Ein Opfer derselben Marketingkampagnen und gesellschaftlichen Zwänge, denen jede neue Mutter ausgesetzt ist.

An jenem Tag waren wir jedenfalls Schwestern im Geiste. Für die Erfüllung meiner Mission hatte sie mir großzügig eine vierseitige Einkaufsliste zusammengestellt, mit der ich wie eine Irre quer durch die Stadt jagte. Ich stellte das Ganze nicht einmal ansatzweise in Frage. Außerdem war ich in dieser »Was-schert-mich-mein-Kontostand«-Stimmung, in die man so leicht hineingerät, wenn man geistig verwirrt ist. Oder im achten Monat schwanger.

Ich verbrachte den gesamten Tag mit dieser Einkaufstour und leistete einen überproportionalen Beitrag zur nationalen Misere überschuldeter Privathaushalte. Trotzdem hakte ich nur 90 Prozent der Posten auf meiner Liste ab, und es waren die verbleibenden 10 Prozent, die mir – unlogischerweise – das Gefühl gaben, dass ich mit jeder Minute weiter in Rückstand geriet.

Vor allem wartete ich immer noch auf einen Stubenwagen, den ich bereits vor zig Wochen bei einem der exklusiveren Babyausstatter bestellt hatte. Ich wusste wirklich nicht, was ich tun sollte, wenn dieser Stubenwagen nicht

vor dem Tag X eintraf! Schließlich musste mein Kind irgendwo schlafen! Ich war mir nicht sicher, ob ich anrufen und sie weiter unter Druck setzen oder heimlich mit einem Benzinkanister hinschleichen und den Laden abfackeln sollte.

Im Grunde war ich eine tickende Zeitbombe. Ich stand kurz vor der Explosion – im Kopf und etwas weiter unten.

Zum Glück bekam ich am Abend dieses erschöpfenden und kostspieligen Shopping-Tages einen Anruf von einer Freundin aus Alaska. Mutter von zwei Kindern, das dritte unterwegs. Sie wollte mal hören, wie es mir als Spätgebärender so ging und sich nach meinen beruflichen Plänen für die Zeit nach der Geburt des Babys erkundigen.

Als sie fragte, ob ich bereit sei, dieses neue Wesen in mein Leben zu lassen, war ich zu stark auf den schlampigen Zustand meines Kinderzimmers fixiert, um zu erkennen, dass sie höchstwahrscheinlich von meiner emotionalen Bereitschaft und nicht von meiner Ausstattungsliste sprach. Also erzählte ich ihr, dass ich noch nicht mal annähernd bereit sei, weil mir immer noch einige entscheidende Dinge fehlten. Vor allem besagter Stubenwagen.

Ihre Reaktion auf diese verzweifelte Situation bestand darin, dass sie schallend loslachte. »Machst du Witze?«, fragte sie. »Mein Kleiner hat die ersten sechs Monate in einer Krabbenkiste geschlafen.«

Das verschlug mir für einen Moment die Sprache. Ich war mir sicher, dass ich sie richtig verstanden hatte. Sie hatte »Krabbenkiste« gesagt. Eines dieser käfigartigen Gebilde aus zusammengenagelten Holzlatten, die man ins Wasser stellt, mit Krabben drin. Igitt! Der kleine Junge tat mir Leid.

Die Welle des Mitgefühls verging allerdings ebenso rasch wie sie gekommen war. Ihrem kleinen Jungen war es egal. Wenn es ihn nicht störte, warum sollte es sie stören? Und ganz offensichtlich war es ihr auch schnuppe, was andere Leute darüber dachten. Was überhaupt das Erstaunlichste und Eindrucksvollste an der ganzen Sache war. Wenn eine Mutter in Alaska damit durchkommen konnte ... schlagartig ergaben sich ungeahnte Möglichkeiten.

Nach dem Telefonat ging ich ins Bad, schaute mir die total gestresste Frau im Spiegel an und fragte sie rundheraus: »Bist du eigentlich bescheuert?«

Ich erkannte mich selbst nicht mehr. Immerhin war ich auf einer Rinderfarm aufgewachsen! In unserer Familie wurde erwartet, dass man den Kühen sagte, wo es lang ging, und nicht, dass man sich der Herde anschloss! Und ich brauchte niemanden in Alaska, der mir etwas über primitive Lebensführung erzählte – ich war die Tochter von Mary Mead: eine Frau, die meine Brüder und mich zum Spielen in ein Schlammloch stopfte, als wir klein waren.

Meine Mutter hatte ihre ganz eigenen Methoden. Sie

hat nie einen Stubenwagen besessen und wahrscheinlich auch sonst nichts von all den Dingen getan, die auf meiner Liste standen. Vielleicht war ich noch nicht bereit, die Liste in den Müll zu werfen. Aber ich war bereit, sie einer sehr kritischen Prüfung zu unterziehen.

Bis dahin hatte ich meine Meinung über den überfülligen Stubenwagen geändert. Ich hätte den Auftrag wahrscheinlich sogar storniert, wenn ich dem Geschäftsführer nicht bereits erklärt hätte, dass es um Leben und Tod ging. Es gab genügend andere Schlafplätze für meine Tochter. Für sie würde es keinen Unterschied machen, ob sie in einem Pappkarton oder in einer Suite im Plaza schlief.

Die anderen Ausstattungsgegenstände, für die ich an diesem Tag ein kleines Vermögen ausgegeben hatte, nahm ich ebenfalls mit neu erworbener Skepsis unter die Lupe. Wenn ich sie zur Abwechslung mal objektiv betrachtete, gab es einige, die ich immer noch als unverzichtbar einstufen konnte (Thermometer), aber die meisten fielen eindeutig in die Kategorie Luxus (Wickeltisch). Und wenn ich ganz ehrlich war, ließen sich ziemlich viele bestenfalls als Plastikmüll bezeichnen (Baby-Aktivitäts-Center).

Ich dachte auch über die Klänge von Mozarts Klavierkonzert Nr. 21 nach, die ich nicht durch meinen Bauchströmen ließ. »Meine Mutter hat das nie gemacht«, sagte ich mir, »und ich war immer ziemlich gut in Mathe.« Als

mir aufging, dass auch Einsteins Mutter diesen Punkt vernachlässigt hatte, strich ich ihn kurz entschlossen von der Liste der Dinge, die mir Schuldgefühle verursachten.

Trotz meiner Erleuchtung hat mein Baby nie in einem Pappkarton geschlafen, weil der italienische Stubenwagen, der mir so viel Sorgen bereitet hatte, doch noch rechtzeitig eintraf. Zumindest bot er einen schönen Anblick – er war nicht aus gelbem Plastik. Ich ordnete ihn ein in die Kategorie »Prada-Schuhe« – meine persönliche Schwäche in punkto Luxus und Verschwendungssucht. Das machte den Anblick des Preisschildes etwas erträglicher.

Ich habe übrigens keine Probleme damit, wenn man sich ein bisschen Luxus gönnt. Ich will die Sache nur beim Namen nennen. Und mir darüber im Klaren sein, ob ich mir selbst oder meinem Kind etwas gönne.

Im Fall des Stubenwagens hatte ich mir selbst etwas gegönnt. Immerhin erfüllte er sogar einen praktischen Zweck (etwa drei Monate lang), wenn auch keinen lebensnotwendigen. Bis dahin war mir klar geworden, was wirklich lebensnotwendig war – nämlich dass ich anfang, eigenständig zu denken.

Nun ist es natürlich nicht gerade leicht, mit dem eigenständigen Denken zu beginnen, wenn man sich in diesem Vor-Entbindungsstadium befindet, in dem es unerlässlich scheint, sich bis zum Platzen der Fruchtblase in ausschweifenden Einkaufsorgien, wütenden Renovierungs-

arbeiten und stürmischen Putzschlachten zu ergehen. Dieser Zustand fällt wahrscheinlich normalerweise unter den recht sympathischen Begriff »Nestbau«. In meinem Fall war der Begriff »pränataler Irrsinn« wahrscheinlich zutreffender.

Ein Teil dieses Irrsinns ist vermutlich unvermeidlich, vor allem beim ersten Kind. Aber ich habe festgestellt, dass ich durch etwas Kreativität und Fantasie nicht nur eine Menge Zeit und Geld spare, sondern tatsächlich auch meinen Kindern als nützliches Vorbild dienen kann. Nämlich als Vorbild für die Kunst des Sich-zu-helfen-wissens.

Wenn Sie nicht genau wissen, was ich damit meine, sollten Sie Ihre Großmutter fragen, falls Sie das Glück haben, noch eine zu besitzen. Wer sich immer zu helfen weiß, kann nämlich höchst erstaunliche Dinge bewerkstelligen, zum Beispiel einen Apfelkuchen ohne Äpfel backen.

Meine Großmutter heiratete in eine Rinderzüchterfamilie in Wyoming ein, und falls sie vorher noch nicht improvisieren konnte, muss sie es spätestens dann gelernt haben. Sie erzählt oft davon, wie es war, als sie in den Dreißiger- und Vierzigerjahren ihren kleinen Jungen und ihr kleines Mädchen (meinen Onkel und meine Mutter) auf der Ranch großgezogen hat. Während der langen, strengen Winter konnten sie den acht Kilometer weiten Weg in die Stadt nur zwei- oder dreimal zurücklegen.

Und wenn sie sich tatsächlich einmal auf den Weg machten, geschah es in einem Lastschlitten, der von zwei Pferden gezogen wurde. Nicht gerade das schnellste Transportmittel.

Selbst wenn meine Großmutter in der Stadt gelebt hätte, wären auf dem örtlichen Markt weder Milchpulver noch Wegwerfwindeln, Fertignahrung oder irgendeines der anderen Produkte zu finden gewesen, die für mich selbstverständlich waren und ohne die ich wahrscheinlich untergegangen wäre. Zehn Monate im Jahr gab es nicht einmal Äpfel zu kaufen.

»Wie hast du das geschafft?«, frage ich oft.

»Ich hab mir einfach irgendwie geholfen«, sagt sie dann.

»Aber wie?«, beharre ich. Sie hatte nach heutigen Maßstäben keinerlei vernünftige Ausstattung oder Anleitung. Dennoch beschreibt sie das Muttersein nie als Last.

Meine Großmutter schaut auch keineswegs auf heutige Mütter herab. Sie erklärt immer, es sei einfach praktisch, die Annehmlichkeiten der modernen Technik zu nutzen, wenn man Zugang dazu habe. Aber ihr Beispiel zeigt, wie relativ »Notwendigkeiten« sind. Immerhin haben frühere Generationen jede Menge glücklicher, gesunder (und sogar intelligenter) Kinder großgezogen, ohne über all die lebensnotwendigen Gerätschaften zu verfügen, die auf meiner Einkaufsliste standen.

Die Erinnerungen meiner Großmutter haben mir eine

alternative Sichtweise darauf eröffnet, was, wenn es um Babyzubehör geht, unbedingt notwendig ist und was nicht. Ich musste an sie denken, als ich ein Geschenk von meiner Babyparty auswickelte, das sich als eines dieser Geräte zum Anwärmen von Wischlappen entpuppte. (Dabei handelt sich um einen kleinen elektrisch betriebenen Behälter, der die Waschlappen warm hält, damit der Babyopo beim Wickeln keinen Temperaturschwankungen ausgesetzt wird – das nur zur Erklärung für alle Frauen, die in der äußeren Mongolei leben und dieses Gerät vielleicht noch nicht kennen.)

Meine Großmutter kann sich noch gut daran erinnern, wie sie ihre handgenähten, handgewaschenen Stoffwindeln im kalten Winter von Wyoming von der Wäscheleine nahm.

»Es war, als würde man einen Stapel Bretter hereinholen«, erklärt sie.

Die stocksteif gefrorenen Windeln wanderten natürlich nicht sofort an den Babyopo. Sie hingen vielmehr den ganzen Tag lang über einer Leine, die im Wohnzimmer hinter dem Holzofen gespannt war, bis sie einigermaßen warm und biegsam waren.

Meine Mutter war ebenfalls ein ausgemachtes Improvisationstalent. Wahrscheinlich hat sie das von ihrer Mutter gelernt. Oder vielleicht lernt man das zwangsläufig, wenn man auf einer Rinderfarm in Wyoming lebt. Das Gleiche gilt vermutlich für das Leben in einem Fischer-